

Januar.

Der Januar, der den Jahresreigen eröffnet, hat wie die anderen Monate seinen Namen aus dem Lateinischen. Er war dem lateinischen Sonnengotte Janus geweiht, der mit zwei Gesichtern dargestellt wurde, das eine vorwärts, das andere rückwärts gerichtet. Janus heißt im Lateinischen die Tür. So schaut der 1. Januar am Eingangstor des neuen Jahres rückwärts ins alte und vorwärts ins neue Jahr. Der alte deutsche Name des Monats ist Hartung, der Harte, und in der Tat pflegt auch der Januar der kälteste Monat im Jahre zu sein. Kälte und Schnee wünscht sich auch der Landmann im Monat Januar.

Im Januar muß Winter sein, So bringt das Jahr uns Korn und Wein. Sagt eine alte Bauernregel. Dagegen Im Januar viel Regen, wenig Schnee Tut Saat, Wiesen und Bäumen weh. Die Natur braucht eben ihre Winterruhe, und je dauern-der sie geruht hat, desto fruchtiger wird sie dann zur rechten Zeit ihre Triebe entsalten. Wecht aber narme Bitterung im Januar das Leben in der Natur, so droht außerdem die Gefahr, daß spätere Kälte desto größeren Schaden anrichtet. Daher heißt es auch:

Januar warm, Daß Gott erbarm! Auch die Menschen wollen für den Januar kein weiches Wetter haben, sondern knisternden Frost und blanken Schnee, der ihnen die Freuden des Wintersports bringt. Mit munterem Schellengeläute fliegen die Schlitten über das weiße, glitzernde Land, und fröhliche Mienen strahlen auf der spiegelglatten Eisbahn, die ebenso viele Berührer und Berührten zählt, wie der festlich erleuchtete Ballsaal, und wo trotz oder vielleicht gerade wegen der Kälte die Gesichter der Schlittschuhläufer glühen, und der kleine neckische Gott Amor seine Pfeile mit Erfolg abschießt. So hat auch der Januar seine Poesie und will kein griessgrünes Stubenhockertum. Locke doch auch Klopstock, der tiefenste Metriker und Odensänger: „Komme auf's Eis, wo des Kristalls Ebene dir winkt!“ Und warum sollte man daneben nicht den hübschen Reintischen Kinderreim stellen:

Sei, wie der Wind so lustig pfeift, Sei wie er in die Backen weht!... Bei Eis und Schnee auf glatter Bahn, Da hebt sich recht der Jubel an.

Va banque.

Detectivroman von F. Eduard Flügger. (2. Fortsetzung.)

Der Portier schüttelte den Kopf und meinte: „Eher hätte ich geglaubt, die Uhr ginge rückwärts, als daß der Chef einmal über Nacht außer Hause bliebe. Vielleicht hatte er unerwartet verreisen müssen. . . . aber dann hätte er's dem Nachwächter gesagt, und fortgegangen ist er auch nicht, sonst müßten wir es ja wissen. . . . wenn da nur nicht ein Unglück passiert ist.“

Es wurde dem pflichtgetreuen Beamten ganz unheimlich zu Mut, als er daran dachte, daß seinem Herrn etwas zugefallen sein könnte. Malling war trotz aller Strenge, und trotzdem er von seinen Arbeitern eine Anspannung ihrer letzten Kräfte verlangte, doch außerordentlich beliebt, weil er für alle die kleinen Leiden seiner Leute ein menschlich fühlendes Herz hatte und gerne half, wo es mit Geld und gutem Rat geschehen konnte.

Der Portier klopfte noch einmal, diesmal aber heftiger, und rief laut: „Herr Malling, wollen Sie nicht aufstehen? Herr Malling, es ist ja schon sechs Uhr vorüber, die Heimgeschäftsfrau kommt in einer Viertel Stunde. Können Sie mir nicht den Schlüssel herausgeben?“

Er wartete eine Zeitlang, aber drinnen regte sich nichts. Da wurde ihm recht unbehaglich zu Mute, und er versuchte durch das Schlüsselloch zu schauen, entdeckte aber bei dieser Gelegenheit, daß der Schlüssel von innen steckte.

Wohlleicht war Herr Malling durch das Arbeitszimmer hinausgegangen, das ja gleichfalls mit einer Tür nach dem langen Korridor mündete. Kopfschüttelnd ging der Portier nach dieser Tür hin, und sofort kam ihm der Gedanke, Herr Malling werde wohl schon früher aufgefunden sein, und sich an die Arbeit gesetzt haben. Er klopfte deshalb energisch an und war sehr überrascht, im nächsten Augenblick das laute und entschiedene Geklingeln seines Chefs zu vernehmen.

Es verstrichen einige lange Sekunden, aber auch hier erfolgte keine Antwort. Die Untersuchung des Schlüssellochs ergab, daß auch in dieser Tür der Schlüssel von innen steckte und sagte sich der Portier, Herr Malling müsse am frühen Morgen nach der Fabrik gegangen sein, und die Tür vielleicht offen gelassen haben. Er brückte auf die Klinke, aber es war verriegelt.

Nun wurde ihm mit einem Male unheimlich zu Mute. Das Gehirn des einfachen Arbeiters wußte sich nicht recht in die Situation zu finden. Nur eine Ahnung stieg dem Manne auf, daß hier etwas passiert sein müsse, und er begab sich daher eilenden Schrittes nach der Fabrik, um den Meister der Schlosserabteilung zu fragen, ob er nicht so freundlich sein wolle, die Türen zu öffnen.

Der Meister, der die Gewohnheiten des Chefs ebenso gut wie der Portier kannte, erschrak sichtlich bei der Erzählung von den verriegelten Türen, und er nahm Draht und Handwerkzeug, um mit dem Unglücksboten nach dem Bureaugebäude zu gehen. Als er im Hausflur angekommen war, befand er sich jedoch und meinte, es sei besser, erst nach Herrn Schneider schicken, der ja im Besitz der Schlüssel zum Büro und dem Kontor und sicherlich auch zum Kassenzimmer sei.

Wenn wirklich etwas passiert ist, tun wir besser, unsere Hand davon zu lassen. Bleibe Du hier, ich werde den Reuter auf dem Rade nach der Wohnung des Herrn Schneider schicken, dann wird schon alles von selbst erledigt.“

Der Portier nickte und ging, nachdem der Schlossermeister sich nach der Fabrik zurückbegeben hatte, in dem langen Korridor aufgeregt hin und her. Die Scheuerfrau, die inzwischen auch eingetroffen war, mußte sich von dem Portier grob anschauzen lassen und verließ unter einer Flut von Schimpfwörtern das Haus.

Schneider hatte gerade in Eile sein Frühstück beendet, als ihm der Arbeiter die Nachricht von den verriegelten Türen und

die Tatsache brachte, daß Herr Malling auf kein Klopfen antwortete.

Er erschrak heftig, sobald er sich am Tische halten mußte, und hatte nur noch die Kraft, dem Arbeiter zuzurufen, ihm sofort einen Wagen zu besorgen, dann mußte er sich niederlegen. In dem er mit der Hand über die gefurchte Stirn fuhr, lehrte ihm allmählich die Kraft zurück, zu denken und zu disponieren. Eine böse Ahnung besiel ihn. Die eigentümlichen Anspielungen von gestern Abend kamen ihm wieder ins Gedächtnis zurück, und es wurde ihm sehr schwer ums Herz. Wer weiß, was da geschehen war, und ob Herr Malling nicht. . . . aber nein, wegen pekuniärer Schwierigkeiten in einem solchen Betriebe, dem ein Mann von der Genialität Mallings vorstand. . . . es wäre unbegreiflich gewesen, und hätte gar nicht zu dem Charakter des Professors gepaßt. Aber doch, wenn er sich daran erinnerte, daß Malling gestern Abend sein Testament gemacht, daß er immer davon gesprochen hatte, er müsse sein Leben opfern, um seinen Gedanken zum Siege zu verhelfen. . . . das beunruhigte den Portier doch außerordentlich. Vielleicht paßte es gerade in den Charakter des seltsamen Mannes, vielleicht war er gerade eine solche heroische Natur, die den Selbstmord dem Untergang einer großen Idee vorzog.

Das Rollen des Wagens unterbrach die Gedanken Schneiders. Er eilte schnell hinaus, stieg ein, und trieb den Kutscher mit hastigen Worten zur Eile an. Nichts sah er um sich her bei der schnell dahinschreitenden Droschke, und als das Gefährt vor der Hauptporte hielt, sprang er heraus, den Schlüssel zum Kontor schon in der Hand, auf das Bureaugebäude zu, wo ihm der Portier mit allen Zeichen des Schreckens entgegentrat.

„Ich habe noch sechs, sieben Mal und recht tüchtig an Herrn Mallings Tür geklopft, habe aber keine Antwort erhalten, Herr Schneider, da ist sicher ein Unglück passiert.“

„Ja, ja, es ist gut, bleiben Sie an meiner Seite.“ Mit zitternden Händen schloß er die Tür des Kassenzimmers auf, prallte aber zurück, als er die Verwüstung des Einbruches sah, der hier stattgefunden hatte. Er durchleuchtete in heftiger Aufregung das Kassenzimmer und die Bureauumlichkeiten, bis er an die Tür von Mallings Arbeitsraum kam. In heftigster Spannung legte er die Hand auf den Türdrücker. . . . verschlossen? Als er Schritte hinter sich hörte, wandte er sich um und sah den Meister der Schlosserabteilung, der hinter ihm eingetreten war, mit bedeutenden Winken an, sobald dieser näher kam und das Schloß untersuchte.

„Der Schlüssel steckt von innen, Herr Schneider, genau so, wie bei den Türen, die auf den Korridor münden. Soll ich aufbrechen?“

„Ja, nur schnell, um Gotteswillen nur schnell, hier ist ein Unglück passiert, eilen Sie.“ Sofort machte sich der Schlossermeister an die Arbeit. Er drehte den Schlüssel so geschickt von außen herum, daß er ihn bequem herausstoßen konnte und wenige Minuten später hatte er auch das einfache Schloß geöffnet.

Der Portier trat ein und überblickte gedankenschnell die Situation. Im Arbeitszimmer des Chefs lag alles durcheinander, und der Herr dieses Raumes selbst tot, mit dem Gesicht nach unten. Eine große, zum Teil schon getrocknete Blutlache, umrahmte den Kopf, wie ein grauer Nimbus. Es hatte offenbar zwischen Malling und dem Einbrecher ein harter Kampf stattgefunden, in dem der erstere unterlegen war und das Leben verloren hatte.

„Soll ich Herrn Malling aufheben?“ fragte der Schlosser, der mit gefalteten Händen und tiefem Entsetzen auf dem Gesicht die starre, langausgestreckte Leiche betrachtete.

„Nein, nur nicht, wir dürfen unter keinen Umständen etwas berühren, bis die Behörde hier gewesen ist und den Tatbestand aufgenommen hat. Es liegt offenbar ein Einbruch mit Totschlag vor, wenn nicht gar Mord.“

„Jawohl, Herr Schneider, Sie haben recht und es ist das Beste, ich gehe selber nach dem Polizeirevier und melde den Fall.“ Sollen wir nicht lieber nach dem Polizeipräsidium telefonieren?“

„Ach das machen die schon selber, Herr Schneider. Jedenfalls müssen wir so schnell wie möglich Sorge tragen, daß einer von der Polizei herkommt, damit der Mörder keinen allzu großen Vorsprung gewinnt. Je schneller sie hinter ihm her sind, desto schneller kriegen sie ihn.“

„Ist Ihnen nicht aufgefallen, Meister, daß der Mörder die Tür von innen verriegelt hat, also durch das Fenster entkommen sein muß?“

„Natürlich, Herr Schneider, durch die Tür ist er nicht entkommen. . . . na, wir brauchen uns darüber den Kopf nicht zu zerbrechen, das wird die Polizei schon besorgen.“

Eine halbe Stunde später war der Polizeileutnant vom Revier mit zwei Schulheuten zur Stelle, nahm den Fall in Augenschein, und erklärte zunächst nichts weiter tun zu können, als darüber zu wachen, daß alles unverändert bleibe, bis der Kriminalbeamte den Tatbestand aufgenommen habe. Nach diesem aber war bereits von der Wache aus telephoniert und man konnte ihn in der nächsten Viertelstunde erwarten.

Ihre Meldung, daß der Ermordete in einem Zimmer gefunden wurde, dessen Tür von innen verriegelt war, hat mich schon veranlaßt, um eine besonders befähigte Kraft zu bitten und es bezieht mich, daß ich es getan habe, denn soweit ich hier die Lage überblicken kann, handelt es sich um eines jener geheimnisvollen Verbrechen, mit denen die Berliner Polizei in der letzten Zeit öfter zu tun gehabt hat.“

„Weider hat sie nicht viel entdecken können.“ Ganz recht, aber Sie müssen bedenken, daß die Entdeckung eines mit allen Vorsichtsmaßregeln und mit großem Raffinement ausgeführten Verbrechens zu den schwierigsten Dingen gehört, die einem Beamten zuzufallen können.“

„Jawohl, das glaube ich recht gern, aber ich meine, daß die Geheimpolizisten anderer Großstädte, z. B. London, oder Newyork doch eher einer Sache auf die Spur kommen.“

„Bitte sehr, Herr Schneider, Sie kennen diese Detektios nur aus den Romanen. Da ist ja natürlich der Geheimpolizist immer der große unüberwindliche Mann. In Wirklichkeit locken auch diese Herren nur mit Wasser wie wir, und wenn ein Verbrecher geschickt alle Spuren verwischt, oder seine Tat so begeht, daß sie nicht kurz darauf entdeckt wird, ist es meist gänzlich unmöglich, mit den Mitteln unseres Verstandes einem solchen Vurschen beizukommen. Da kann nur der Zufall helfen und der Zufall ist meist ein schlechter Assistent.“

„Ja, wir wollen das Beste hoffen.“

„Na, das meine ich auch, da kommt übrigens schon der Kommissar Vollrad.“

„Und der zweite Herr ist wohl sein Nachmeister?“

„Was seh ich, das ist ja Doktor Dalberg, unser Berliner Kriminalgenie. Das hat etwas ganz besonderes zu bedeuten, daß er diesen Mann mitbringt.“

„Guten Morgen, Herr Vollrad. Guten Morgen, Herr Doktor, was bringen Sie denn mit?“

Doktor Dalberg sah den Polizeioffizier einen Augenblick scharf an und sagte dann:

„Sie sind wieder heute Nacht nicht zu Hause gewesen, lieber Freund, und zwar waren Sie in Zivil weg, also auf Abwegen.“

Der Leutnant schwieg, und Vollrad, der Kriminalkommissar, lächelte vergnügt vor sich hin.

Darauf stellte der Offizier den Prokuristen dem Kommissar und Doktor Dalberg vor, worauf letzterer Schneider die Hand schüttelte und mit einem scharfen Augenblick sagte:

„Es freut einen doch, einmal einen Mann kennen zu lernen, der eine ganze Nacht arbeiten und am anderen Morgen doch frisch sein kann. Sehen Sie, Herr Schneider, Sie sind seit gestern nicht aus den Kleidern gekommen, während unser Leutnant sich bereits umgezogen hat. Aber Sie sind ein ordentlicher Mann, Sie haben Ihren Tee getrunken und Ihre Eier gegessen, während der Leutnant noch nichts zu sich genommen hat. Rauchen Sie eine Zigarre?“

Er hielt ihm das Zigarrenetui hin, aber der Prokurist dankte erstaunt mit der Bemerkung, daß er Nichtraucher sei.

„Aber es ist eine schlechte Angewohnheit, für einen Mann in Ihrer Stellung, sich den Tee morgens selber zu locken, und auch noch auf Spiritus, während man jetzt doch überall schon Gaslocheinrichtungen hat.“

Der Prokurist blickte den seltsamen Detektiv mit schauriger Bewunderung an, als ob er es mit einem übernatürlichen Wesen zu tun hätte, indes der Kriminalkommissar Vollrad sich trotz des traurigen Falles eines lauten Lachens nicht enthalten konnte.

„Sehen Sie, da haben Sie nun ganz unsern Doktor. Bei dem Leutnant will ich ja nun nichts sagen, von dem weiß er, daß er ein Durchgänger ist, aber wie er Ihnen all diese Einzelheiten mitteilen kann, die doch sicherlich richtig sind. . . .“

Fortsetzung folgt.

Ein Theater-Erfolg.

Ungebrachte Novelle von Henry Kisselbach.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß jeder Autor 2 Stunden vor der Premiere seines Stückes von den schwärzesten und unmöglichsten Vorstellungen geplagt wird: eine Feuersbrunst kann aus dem Theater ein antikes Szenarium machen, in dem kein modernes Stück herzlich schlecht am Platze wäre. Die Darstellerin seiner weiblichen Hauptrolle war gestern etwas erlätet, wird sie nicht mit typhöser Lungenentzündung zu Bett liegen? Einige der Statisten sind sich in den Haaren gelegen, um sich nachher, wie üblich, beim Glase zu veröhnen; werden sie nicht, volltrunken, die japanische Base zerbrechen, die im ersten Akt eine so wichtige Rolle spielt? In der großen Szene des 3. Aktes wiederum läßt sich Dingoda, um seine Bestürzung auszudrücken, auf einen Sessel fallen; der Sessel ist sehr leicht, sehr zerbrechlich, — er zerbricht, der Held liegt am Boden — und die große Szene auch. Und was das Schlimmste wäre, der Souffleur, dieser schlaftrübe Mensch, kann vergessen, das Zeichen zum Herablassen des Vorhangs zu geben, die Akteure bleiben auf der Bühne und wissen nicht, was sie sagen sollen — gräßlich! — gräßlich!

Zu diesen Befürchtungen gesellt sich bei mir immer eine heimliche Hoffnung auf eine Ueberraschung angenehmer Art, und ich habe für diesen meinen Optimismus gute Gründe, die meine Leser nicht kennen, aber die sie in der nachstehenden kleinen Erzählung kennen lernen sollen.

Ich war 18 Jahre alt, als ich mein erstes Stück schrieb. In diesem Alter sieht man die dramatische Karriere in Rosenfarben und die Sujets der Theaterstücke in schwarz. Mein vieraktiges Stück war so dunkel, daß es selbst dem gunwilligsten Zuschauer unmöglich war, auch nur die geringste Schönheit darin zu entdecken; dafür aber war der Inhalt höchst einfach und neu. Man hat mir diesen Vorwurf, seither mehr als einmal gestohlen: eine Frau betrügt ihren Gatten, der Gatte wird benachrichtigt, er ist darüber nicht erfreut, und da er einen edlen Charakter hat, den Charakter eines strengen gerechten Richters, so tötet er seine Frau durch Revolvergeschüsse.

Heute könnte ich, ich will es mir nicht verhehlen, ein so originelles Stück kaum plazieren; aber damals ging es; damals war ich eine wichtige Persönlichkeit, deren Stücke man mit zugemachten Augen akzeptierte. „Man“ war ein präper Provinztheater-Direktor, ein Muster von Resignation; in der Stadt, in welcher er, an einem und demselben Abend „Faust“, den „Groß-Mogul“ und „Divorçons“ gab, in dieser kleinen Stadt erfüllte ich eine wichtige Funktion: ich war Chefredakteur, nebenbei gesagt — einziger Redakteur des Tagblattes jener Gegend; mit einem Federstrich konnte ich den ersten Tenor vernichten, die erste Kofette zerhacken, die Heidenarstellerin zu Boden werfen. Ich beeile mich hinzuzufügen, daß ich niemals eine solche Bluttat beging, die große Kofette hätte mir das abgewöhnt, wenn ich nicht schon von Natur so sanft gewesen wäre; aber als Gegenleistung verlangte ich, daß man meine Stücke prachtvoll finde und sie mit Enthusiasmus aufführe; auch dieses System ist mir in späterer Zeit von mehr als einem Kritiker-Mitor abgegrüßt worden.

Der Mann, dem ich die Darstellung meiner Hauptrolle anvertraut hatte, war der Komiker der Truppe, ein Mensch, so traurig und langweilig wie ein durchgefallenes Baudeville; bevor er zur Bühne ging, sollte er, wie es hieß, Trompeter in der Fremden-Region gewesen sein; man hatte er die Stehbaderin der Truppe geheiratet, welche ihn, wie stadtbekannt, mit dem Gemeinde-Sekretär ausgiebig betrog; dieser Umstand schien sie für die Rolle der Ehebrecherin zu prädestinieren, welche mein Stück mit so viel Reiz und rührender Persönlichkeit verschönte.

Der große Abend kam heran. Der erste Akt wurde mit Unruhe aufgenommen, der zweite mit Verblüffung, der dritte mit stumpfer Gleichgültigkeit, was den vier-